

# Freund Ofen

Autor(en): **Hiltbrunner, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 5

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662418>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

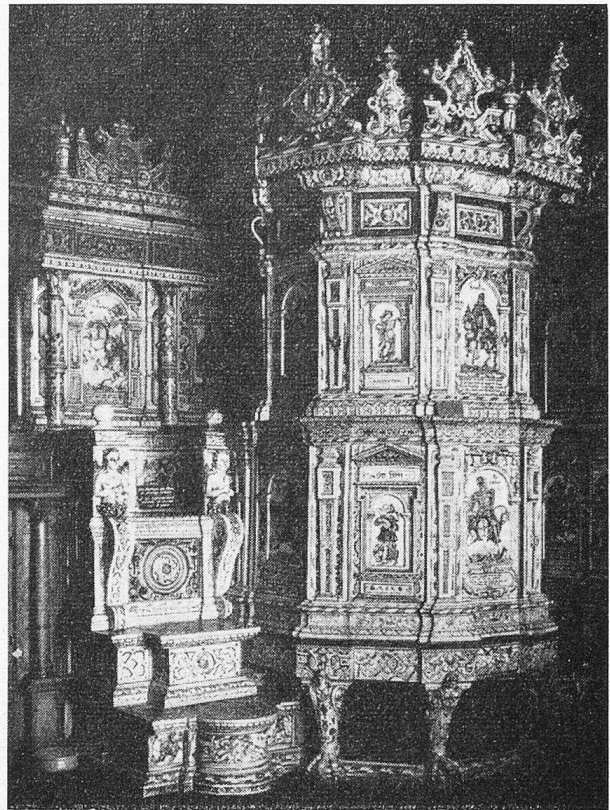
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ein Leid geschieht im Hause, der kriecht in die «Hölle». Dort sieht einen niemand, dort hört einen niemand. Und wenn eine Träne fliesst, der gute und liebe alte Kachelofen trocknet sie. Und es sind in den über 100 Jahren gar viele Tränen geflossen in der «Hölle». Kinder, die Prügel bekamen, krochen in die «Hölle» und weinten sich dort recht tüchtig aus, Frauen, die Herzleid hatten, traten in die «Hölle». Mancher Gram und mancher Kummer kleiner und grosser Herzen wurde nach der «Hölle» getragen, und der liebe alte Ofen hat alles wieder gutgemacht. Sogar wenn Krankheit einen packte, wurde der Patient in die «Hölle» gebettet. Der gute Ofen strahlte ihn an und trieb ihm das böse Gift bald aus allen Poren. Was der Kachelofen sonst noch geleistet hat für das Wohl der Familie, wenn die hohen Zeiten kamen, davon wollen wir gar nicht reden. Und wenn ein neuer Erdenbürger in der Familie seinen Einzug hielt, wurde der frische Sprössling in eine Zaine gebettet und auf die alten Ofenbank gesetzt — der liebe Ofen spielte dabei wieder die Rolle des Hüters. Hundert Jahre und mehr hat mancher durchgehalten. Und was war das für ein Fest an Backtagen! Alle Achtung, der alte Ofen verdient schon aus lauter Ehrenhaftigkeit ein langes Dasein.



Buntbemalter Kachelofen von Ludwig Pfun, aus dem Jahre 1620. Stammt aus dem «Seidenhof», Zürich

## Freund Ofen

Von Hermann Hiltbrunner

Wir kennen uns erst seit 1940, aber es dauerte nur wenige Tage, bis wir auf Du und Du standen. Man hatte zwar eine Zentralheizung, aber zu wenig und neuerdings zu teuren Brennstoff, um sie den ganzen Winter über zu füllen. Daher schaffte man diesen Ofen in die Stube. Es gab eine kleine Palastrevolution, aber nach einigen Beratungen war die Umstellung bereinigt. Man musste sich darein finden, und zuletzt fand man es schön, fand es recht traulich, die Scheiter krachen und die Flamme lodern zu hören.

In guten Zeiten galt als Regel, am ersten Oktober die Kessel der Zentralheizung anzuheizen und sie erst Ende April, je nach der Witterung anfangs Mai, wieder ausgehen zu lassen. Sommerüber lagen alle diese Kessel schwarz und schweigend, manchmal schwitzend, ausser Betrieb. Da ich in den nordischen Ländern gelernt hatte zu heizen, wenn es im Zimmer ungemütlich wurde, war mir dieser

Stubenofen besonders willkommen. Denn es gibt auch in unserm Lande Julitage, die es nicht über einen Tagesdurchschnitt von acht Grad Celsius bringen. Dauern diese Verhältnisse länger als sechsendreissig Stunden, dann ist das Haus kalt. Haben wir Menschen das Haus vor dem Tier voraus und ist das Feuer in unsere Hand gegeben, dann ist nicht einzusehen, warum wir uns von der Witterung nasführen lassen. Jedoch, wer wollte mitten im Sommer seine grosse Heizmaschine in Gang setzen! Es ist einzuräumen, dass die Widerstände gross und berechtigt sind, in den Sommermonaten Winter zu spielen. Aber die Folge dieser Ueberlegung ist Ungemütlichkeit, Verdriesslichkeit, und wir beneiden Fuchs und Dachs, Hamster und Wiesel um ihre warmen Erdlöcher.

Nun, dieser Stubenofen versetzte mich also in die glückliche Lage, sozusagen «skandinavische» Vernunft walten zu lassen, und ich machte aus-

giebig Gebrauch von meinem Gelernten, dergestalt, dass zum Beispiel letztes Jahr kein Monat verflissen ist, in dem ich nicht einige Tage oder Abende geheizt hätte. Meine Angehörigen haben es nun auch eingesehen; niemand protestiert mehr, wenn ich in den Hundstagen mit grösstem Gleichmut Holz in den Ofen lege und erkläre, dass wir diese Hütte nicht gebaut hätten, um darin zu frieren.

Es mag reichlich albern erscheinen, dass man einem solchen guten Freund auch noch einen Spitznamen anhängt. Ist aber ein solcher Spitzname sinnvoll, kann nichts Gewichtigeres mehr dagegen eingewendet werden ... Ich nannte ihn Gottfried, denn er war ein Kriegsgeschenk. Noch heute betrachte ich ihn trotz guter Freundschaft, als Ausgeburt des Krieges, und solange er diese Stube ziert oder verunziert, wie man es nimmt, vergesse ich all das Schwere nicht, das ja, bewiesen durch die Tatsache seines Dastehens, noch keineswegs gänzlich hinter uns liegt. Flammt aber Feuer durch sein Inneres, saust es in den Zügen und im Rohr, dann verwandelt sich mein Zustand; auch mich durchlodert ein Feuer, das Feuer einer tiefinnerlichen Freude und Dankbarkeit, und der Friede in mir ist hergestellt. Darum nannte ich ihn bei mir selber Gottfried.

Wenn ich ihn je im Sommer beanspruchte, dann hatte ich Winter. Und Winterhaben ist eine höchst seltsame Sache. Aber erst heute, da ich ihn, kalendarisch gerechtfertigt, in Brand gesetzt habe, will ich mir Rechenschaft geben, was Winterhaben bedeutet:

Der Nordwind braust über das Plateau und wirbelt Blätter vor sich her. Die Bäume stehen noch in ihren schönsten Herbstfarben, aber das wird nun bald ein Ende haben. Die Chrysanthemen im Garten wiegen sich hin und her, aber es ist keine Freude in dieser Bewegung. Ihr kaum begonnenes Blühen — auch es wird bald ein Ende haben, wenn es sich draussen atmosphärisch begibt — ist ohne Irrtum Winter zu nennen. Das Thermometer zeigt nur noch zweieinhalb Grad Wärme; nachts sinkt es auf den Nullpunkt und an einigen Orten darunter. Die Welt ist grau; die Horizonte sind verhängt. Die Herbstfarben haben keinen Glanz, ihre Unlebendigkeit steigert die allgemeine Trübnis. Feld und Wald, Garten und Mensch — sie alle sind überfallen worden vom vorstossenden Winter.

Im Ofen prasselt Feuer; der gute Freund strahlt Wärme aus. Wärme ist etwas, das gleichsam aus

sich herausgeht, etwas, das öffnet, darum dehnen sich ja auch alle Körper in der Wärme aus. Kälte ist etwas, das in sich hineingeht, etwas, das schliesst, weshalb alle Körper sich in der Kälte zusammenziehen, alles von Kälte Betroffene sich auf kleinsten Raum begibt. Aber das ist nichts als öde Physik, im besten Falle Physiologie. Wie aber antwortet die Seele auf all das, die Menschenseele, deine, meine?

Seht, sie auch wendet sich nach innen, gleich den Pflanzen, die einziehen, eingehen. Diesen Prozess sich vollziehen spüren, ist etwas Wunderbares. Denn wir leben mit dem Jahr und sterben mehr als wir wissen mit dem Jahr, heben uns mit der Sonne, senken uns mit der Sonne.

Und diese Sonne ist alt geworden. Wenn sie je noch die Kraft findet, die Hochnebeldecke zu durchstossen, erkennen wir, wie müde und abgezehrt sie ihre niedrige Bahn geht, mühsam ihrem täglich tiefer sinkenden Tagbogen entlangschleicht.

In diesen trüben Zeiten wird der Ofen zum treuesten aller Freunde. Was in ihm verbrennt und was er ausstrahlt, ist Sonnenfeuer, welches durch befreundete Bäume auf Stapel gelegt worden ist.

Ein unaussmessbares Wohlbehagen verbreitet sich in der Stube, und Dankbarkeit in ihrer wonnevollsten Form rieselt durch diesen Leib, der das Haus der Seele ist.

In einem seltsamen Gegensatz zu dieser freudigen Bewegung unseres ganzen Menschen ziehen wie Nebel sonderbare Gedanken durch unser Bewusstsein, Wintergedanken. Denn wir wollen unsern Winter haben.

Winter haben heisst: zu sich selber kommen, bei sich selber zu Hause sein. Auch uns treibt die Kälte auf die geringste Ausdehnung und auf kleinsten Raum zurück. Wir werden uns nun eine heilvolle Zeit lang nach innen wenden und innen sein. Ueber ein halbes Jahr lang haben wir uns hinausgeworfen — freiwillig, gezwungen? Dies und das, halb und halb: «mit Sünde halb und halb».

Winter, Zeit der Verinnerlichung, wir wollen dich lieben, wir können dich brauchen. Du bist die Zeit unserer Festigung. Denn der Winter beendet auch unser Jahr. Was gewachsen ist, muss in Ruhe verharren, durch Ausruhen in Dauer und Besitz verwandelt werden. Aber ohne Freund Ofen ginge es nicht. Ohne ihn wäre unser derzeitiges Leben abermals, wenn auch auf etwas andere Weise, ein verwirrendes Auf und Ab, Hin und



Her, Hinaus und Herein. Er aber enthebt uns allen Gewimmels.

Und so sitzen wir und hören die Flamme sausen und das Holz knistern. Wir spüren, wie unser ganzes Wesen sich sammelt auf einen Punkt. Wir wissen vielleicht nicht, wie dieser Punkt heisst; aber es genügt zu spüren, wie alles in uns sich sammelt und nach innen blickt.

Endlich sind wir zu; Hause, endlich sind wir allein und sind auf Ruhen und nicht auf Tun gerichtet. Die empfängnisbereite Leere zieht wie ein Strom durch unser Bewusstsein . . .

... Hörst du wie die Ströme wallen,  
Die dein Inneres zeugt und nährt?  
Lass dich in die Fluten fallen,  
Und dein Wesen steht verklärt.

## Achtung — Lawinen!

Von Friedrich Bieri

Alle Jahre wieder erzählen uns die Zeitungen von dem unendlichen Unheil und Unglück, das die Lawinen gegen das Ende des Winters und zu Beginn des neuen Frühlings, ja auch zuweilen noch im Vorsommer in den Gebirgsgegenden unseres Landes anzurichten pflegen.

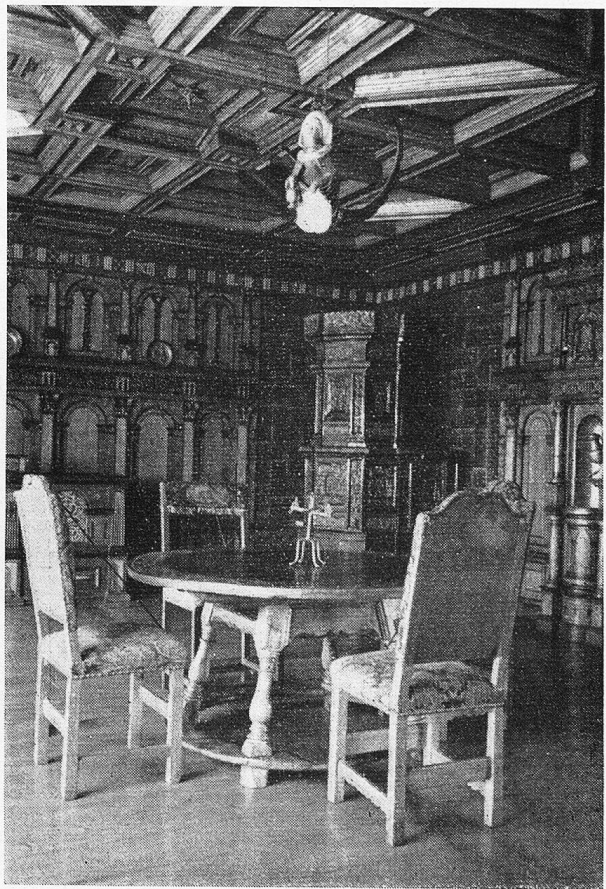
So wissen wir durch diese immer wiederkehrenden Nachrichten von den furchtbaren Wirkungen dieser gewaltigen Naturereignisse, ohne doch eigentlich so recht über die Vorbedingungen unterrichtet zu sein. «Man» kann sich die Entstehung dieser eigentümlichen und für viele Menschen auch etwas unheimlich anmutenden Naturgewalt nicht recht vorstellen und auch nicht verfolgen, so sehr auch die Neugier und die Einbildungskraft durch die zahlreichen Unglücksmeldungen in den Zeitungen und im Radio geweckt werden.

Lawinen nun sind gleichsam wirbelnde Sturzbäche von Schnee, die plötzlich an den Hängen eines Gebirges entstehen, mit Donnergetöse zu Tale stürzen und auf ihrer Zerstörungsbahn alles vernichten und erdrücken, was sich ihnen hindernd in den Weg stellt. Hier werden beispielsweise ganze Waldstrecken geschoren; dort wird ein einsamer, ahnungsloser Wanderer oder gar eine kleine oder grössere Gruppe von Menschen unversehens in einen Abgrund gefegt. Dort oben werden Sennhütten und Ställe jäh zertrümmert; dort drüben auf jener Talsohle werden ganze Weiler wie Kartenhäuser weggefegt oder auch unter den riesigen Schneemassen verschüttet.

Vor allen Phänomenen des Gebirges sind die Lawinen sicherlich die prachtvollsten, aber auch die am wenigsten bekannten, weil sie zumeist etwas abseits der gewohnten Touristenwege und nicht gerade zur grössten Reisezeit aufzutreten pflegen.

Lawinen bilden sich auf jedem schneebedeckten Berghang, und zwar zu ganz bestimmten Zeitpunk-

ten. Sie haben ihr Entstehungsgebiet, ihre vorgezeichnete Bahn und schliesslich ihren Ablagerungsraum für die von den Gipfeln und Hängen heruntergerissenen Schneemassen. Fast alle steilen Felswände und des Baumwuchses ermangelnden, nur einigermaßen stark geneigten Hänge sind dem Rutschen der Schneelagen ausgesetzt, so dass diese sich durch bestimmte Gänge und Kanäle bis in das Talbecken fortschieben. In unseren Breiten bil-



Patrizier Wohnzimmer. Historisches Museum St. Gallen